

Karim El-Gawhary

Mathilde Schwabeneder

Reportagen von beiden Seiten des Mittelmeers

A young girl with dark hair, wearing a black long-sleeved top, is holding a baby. The baby is wearing a purple and white striped shirt and pink pants. They are standing in a dry, desert-like landscape with hills in the background. The ground is sandy and there are some small structures or tents in the distance.

Auf der  
**Flucht**

K&S

ihren Herzschrittmacher nicht leisten konnte. »Wenn Sie die Batterie nicht innerhalb von 20 Tagen besorgen, dann stirbt Ihre Mutter«, sagten die Ärzte. Genau 20 Tage später war sie tot. Nada zeigte uns auch das Hochzeitsvideo ihrer Tochter. Diese musste ihre Universitätsausbildung abbrechen und habe nun geheiratet, viel zu früh, meinte die Mutter. Geld hatten sie nur für ein kleines Fest im Familienkreis in ihrem Flüchtlingszu Hause.

Nicht weit entfernt lag die winzige Wohnung des frisch vermählten Paares. Es war dort feucht und roch nach Schimmel, der in der ganzen Wohnung an den Wänden zu sehen war. Die Tochter Rita Akasch erzählte, dass sie schwanger sei und dass sie sich große Sorgen mache, wo und wie das Baby auf die Welt kommen werde. Die meisten Krankenhäuser würden sich weigern, syrische Flüchtlinge ohne Vorkasse aufzunehmen. Die Flucht bedeutete für die 21-Jährige auch, dass sie ihr Französisch-Studium abbrechen musste. »Ich denke oft darüber nach, wie ich gelebt habe und wie ich jetzt lebe, unter diesen Umständen. Das läuft wie ein Film bei mir ab. Das ist schwer«, sagte Rita. »Man denkt vor dem Einschlafen darüber nach und man denkt darüber nach, wenn man aufwacht. Ich träume, wie ich in der Universität ein und aus gehe. Die Szene wiederholt sich immer wieder.« Sie danke Gott, setzte sie noch nach, weil die Beschwerde über die Lebensumstände als religiös unschicklich gilt.

Auch die Schwägerin von Saddam Akasch war aus Syrien geflohen, ein paar Monate nach dem Anwalt. Sie lebte nun mit ihrem Teil der Familie in einer anderen Wohnung, die eigentlich aus einem riesigen Matratzenlager bestand. Weitere Möbelstücke gab es nicht. Ein halbes Dutzend Kinder saßen herum. Keines ging mehr zur Schule.

Die drei Monate alte Majada war der kleine Star des Haushalts, mit dem alle spielten. Das Krankenhaus wollte ihre Mutter zunächst nicht ohne Geld entbinden. Aber als diese vor der Tür des Krankenhauses in Tripoli stand, in Wehen schreiend, mit dem Kopf Majadas schon halb draußen, erbarmte sich das Krankenhauspersonal doch noch. Majada bekam zwar eine Geburtsurkunde, aber wie alle im Libanon geborenen Flüchtlingskinder weder syrische noch libanesishe Papiere. Bürokratisch existierte die Kleine also gar nicht.

Die Schwägerin zeigte mir auf ihrem Handy ein Video von ihrem Sohn, der bei einer Demonstration in Syrien umgekommen war. Man kann darauf sehen, wie die Mutter schreiend die Leiche in den Arm nimmt. Die Schwägerin begann zu weinen, als sie sich selbst mit der Leiche ihres Sohnes auf ihrem Handy betrachtete.

Und als ob das noch nicht genug wäre, führte uns die Familie noch in ein weiteres Zimmer im hinteren Teil der Wohnung. Dort lag ihr zweiter Sohn Zakaria zusammen mit seinem Freund Essam. Beide waren bei Demonstrationen in Syrien angeschossen worden. Die Schüsse hatten die Wirbelsäule des Sohnes verletzt. Schwer verwundet war er aus Syrien herausgebracht und notoperiert worden. Er musste weggebracht werden, als Assads Sicherheitsleute die Krankenhäuser nach verletzten Demonstranten absuchten. Seit einem

Jahr lag er nun so im Libanon – unbehandelt, ohne jegliche medizinische Versorgung. Er spürte nichts mehr im unteren Teil seines Körpers. Allein die Windeln, die er brauchte, überstiegen eigentlich die finanziellen Möglichkeiten der Familie.

Seinen Freund Essam Hamscho, der neben ihm auf einer Matratze lag, hatte die Familie erst letzte Woche aufgenommen. Wo sollte er sonst hin, meinten sie, also lebte er nun auch mit der Flüchtlingsfamilie. In seinem Körper breiteten sich die Entzündungen, die durch Einschüsse verursacht waren, stetig weiter aus. Die Kugeln waren nicht alle herausoperiert worden und begannen in seinem Körper zu wandern. Es war nur eine Frage der Zeit, bis es für ihn lebensgefährlich würde.

Essam Hamscho war verbittert und verzweifelt. »Ich habe doch zwei Nieren«, begann er, als die Kamera lief. Man könnte doch eine herausschneiden und er könnte mit der anderen weiterleben. »Ich will kein Geld dafür«, sagte er, »im Gegenzug möchte ich einfach, dass sich endlich ein Arzt um mich kümmert.« Das sind die Momente, in denen man auch als erfahrener Journalist nicht mehr weiß, was man als Nächstes noch fragen soll und wie man etwas findet, das dem jungen Mann Trost spenden kann.

Die libanesischen Krankenhäuser sind mit dem Flüchtlingsansturm vollkommen überfordert. Meine Anfrage im österreichischen Außenministerium, ob man diese Familie nach Europa schaffen könne, wurde mit einem kurzen »Warum ausgerechnet die?« beantwortet. Das UN-Flüchtlingshilfswerk wähle die dringlichen Fälle aus, die für ein Visum in andere Länder infrage kämen. Die bürgerliche Familie Akasch war kein Einzelfall, und verglichen mit den Menschen in den Zelten waren ihre Probleme vielleicht nicht die oberste Priorität. Dringlichkeiten werden relativ im millionenfachen Flüchtlingselend.

Ich habe die Geschichte der Familie Akasch seitdem oft bei Veranstaltungen und Lesungen an Schulen, Universitäten, in Buchläden und Kulturzentren in Österreich und Deutschland erzählt und am Ende jeweils hinzugefügt: »Das könnte auch Ihre Familie sein, auf der Flucht, mit dem Leben davongekommen, in ein neues Leben gezwungen, das sie sich nur ein Jahr vorher nicht einmal annähernd vorstellen konnten.« Meist herrscht dann eine Minute Schweigen im Saal. Dann ist die Flucht nicht mehr exotisch, sondern im eigenen Kopf angekommen, mit der einfachen Frage: Wie würde ich mich in einer solchen Situation verhalten?

Mein Kontakt zur Familie Akasch ist inzwischen abgebrochen. Vielleicht haben sie, wie so viele andere, irgendwie doch noch das Geld zusammengekratzt, um die gefährliche Überfahrt nach Europa zu wagen.

## Immer geradeaus geht's nach Europa

Ein paar Monate später stand ich am Strand von Abukir, einem heruntergekommenen ägyptischen Küstenort östlich von Alexandria. Dort hatten selbst die Bettler ein klares Ziel vor Augen. »Haste mal ein Pfund für einen Platz auf einem Boot nach Italien?«, schnorrte mich ein alter, einäugiger Mann mit Gehstock, Turban und Rauschebart an und grinste ins Autofenster.

Abukir ist einer der Ausgangspunkte syrischer Flüchtlinge für die Überfahrt nach Europa. Bis zu 4000 Dollar zahlen sie für einen Platz auf einem der Boote, erzählte mir Abdou, der am Strand einen kleinen Kiosk betreibt. Meist stechen die Boote nachts in See, vollgeladen mit über 200 Menschen, mit ein paar kleineren Booten im Schlepptau. Auf diese werden die Flüchtlinge kurz vor Italien umgeladen. »Wer ersäuft, der ersäuft eben, wer ankommt, kommt an, und wer festgenommen wird, der wird halt festgenommen. Die Schlepper gewinnen immer«, erklärte Abdou.

Drei Wochen zuvor war ein Boot mit 240 Flüchtlingen in See gestochen. Sie kamen nicht weit. Die ägyptische Küstenwache forderte das Boot zum Anhalten auf. Die Schlepper fuhren trotzdem weiter. Die Küstenwache feuerte auf das Boot. Zwei der Flüchtlinge an Bord wurden erschossen, einer schwer verletzt. Dann hielt das Schiff doch an.

»Ägypten macht die Drecksarbeit für die europäischen Staaten, die ein härteres Vorgehen gefordert haben, um die Flüchtlingswellen über das Meer zu stoppen«, sagte mir damals der ägyptische Menschenrechtsanwalt Ahmad Nassar. In den letzten zwei Monaten seien fast tausend Flüchtlinge festgenommen worden, erzählte er.

Ein Teil jener, die die Schicksalsfahrt, auf der die Küstenwache auf sie schoss, überlebt hatten, befand sich in der kleinen Polizeistation in Abukir. Gut hundert Flüchtlinge, darunter vierzig Kinder, wurden dort festgehalten. Nach längerem Verhandeln öffnete ein Polizeioffizier das Vorhängeschloss, mit dem das Tor zugekettet war. »Diese Menschen brauchen Hilfe«, rechtfertigte er seine Tat, die sicherlich nicht seinen Befehlen entsprach.

In der Wache herrschte die Atmosphäre eines Flüchtlingslagers. Eines der Zimmer diente den Frauen und Kindern als Unterkunft, ein anderes den Männern. Statt Schreibtischen fand sich in der Amtsstube ein großes Matratzenlager. Muntazir war so etwas wie der Sprecher der Flüchtlingsgruppe. Er zeigte ein Video auf einem Handy. Dort war jener Moment festgehalten, nachdem geschossen worden war. In den Augen der Flüchtlinge an Bord war die Panik sichtbar. Immer wieder schwenkte das Handy auf die beiden Leichen, einen Mann und eine Frau. Auch Fotos hatten sie gemacht. Eines zeigte die beiden Toten, auf die Eisblöcke gelegt worden waren, damit sie in der Hitze nicht verweseten.

»Wir wussten, dass die Überfahrt gefährlich ist, aber bei uns ist es noch gefährlicher«,

sagte Muntazir. Der 35-jährige ehemalige OP-Helfer war alleine unterwegs. Seine Frau und seine Tochter waren noch in Damaskus, auch wenn ihr dortiges Haus inzwischen zerstört war. Warum sie denn Leib und Leben riskieren, um nach Europa zu kommen?, fragte ich ihn. Seine Antwort war einfach und brutal: »Wir müssen unser Leben riskieren, um einen sicheren Platz im Leben zu finden.« Was motiviert diese Menschen, ihr Land zu verlassen? Was ist der Moment, an dem sie diese Entscheidung treffen? Für Muntazir war es ein Augenblick, den jeder nachvollziehen kann, der selber Kinder hat. Sein umkämpftes Viertel in Damaskus war wochenlang bombardiert worden, vor allem nachts. »Als meine 12-jährige Tochter vor Angst nachts wieder begonnen hat, ins Bett zu machen«, erzählte er, »da wusste ich, wir müssen weg.«

Weil er nicht genug Geld für die Überfahrt der gesamten Familie hatte, hatten sie beschlossen, dass er die Reise als Erster wagen solle, um dann später seine Familie nachzuholen. Die Überfahrt vom Libanon aus kostete das Doppelte, daher war er nach Ägypten gekommen. »Man gibt uns in Europa nur einen Flüchtlingsstatus, wenn wir es schaffen, dort anzukommen, aber wie sollen wir ankommen, wenn nicht illegal hier übers Meer?«, beschrieb er in einem Satz die vollkommen absurde europäische Flüchtlingspolitik.

Was mit Muntazir und seiner Familie seitdem geschehen ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Das von den Rebellen kontrollierte Viertel Yarmuk in Damaskus, aus dem er stammte und aus dem er seine Familie nachholen wollte, wurde später von der Armee des Regimes belagert oder besser gesagt ausgehungert, ähnlich wie das Muadhmiya-Viertel. Dort hatte die Armee die Blockade kurzzeitig für Zivilisten gelockert. Laut Journalisten in Damaskus war es das geballte Elend, das dann an den Grenzen des Viertels auftauchte. Manche Bewohner waren nach Monaten der Belagerung zu schwach, um zu gehen. »Wir haben seit neun Monaten kein Stück Brot mehr gesehen. Wir haben Blätter und Gras gegessen«, berichtete eine der Frauen aus dem Viertel. Drinnen war die Lage so verzweifelt, dass einige islamische Rechtsgelehrte Fatwas erließen, die den Menschen erlaubten, auch Katzen, Hunde oder Esel zu essen, wenn das der einzige Weg zum Überleben sei. Normalerweise ist deren Verzehr religiös untersagt.

Doch zurück zu den Flüchtlingen auf der Polizeiwache im ägyptischen Abukir. Alaa hielt sich dort mit seiner Frau und seinen drei Kindern auf. Er erzählte, dass er wenige Tage vor der Reise mit seiner Familie noch bei der österreichischen Botschaft in Kairo gewesen war. Er beschrieb genau, wie es dort aussah. Er habe dort seinen Fall präsentieren wollen, in der Hoffnung, aufgenommen zu werden. Aber sie seien nicht einmal am Sicherheitsbeamten vor der Tür vorbeigekommen. »An diesem Tag haben wir beschlossen, es illegal übers Meer zu versuchen«, blickte er zurück.

Laut dem Menschenrechtsanwalt Ahmad Nassar gehe das Problem auch von Europa aus, denn »die Europäer geben den syrischen Flüchtlingen kaum die Möglichkeit, auf legale Weise zu kommen. Gerade Italien und Deutschland üben Druck auf Ägypten aus.« Die Lösung? »Mehr Flüchtlinge offiziell in Europa aufnehmen und den Nachbarländern Syriens bei deren Aufnahme helfen«, fordert er.

Den Menschen auf der Polizeistation in Abukir hingegen sollten die Ägypter später anbieten, auszureisen – ohne Deportationsstempel im Pass, in ein Land ihrer Wahl. Die einzig möglichen Länder, in die sie legal reisen können: Syrien, aus dem sie geflohen sind, oder der Libanon.

In der Ecke auf der Wache saß der 13-jährige Ibrahim und starrte ins Leere. Es war seine Mutter, die auf dem Boot erschossen worden war. Er hatte direkt danebengestanden. Das erzählte er, fast mechanisch. Jetzt war er hier nur noch mit seinem 21-jährigen Bruder. Die beiden durften die Wache einmal kurz verlassen – um ihre Mutter auf einem Friedhof in Abukir zu begraben. Als Ibrahim so vor mir saß und auf den Boden starrte, war es schwierig, ihn noch etwas zu fragen, zu offensichtlich war sein Schmerz. Auch zwei Jahrzehnte Erfahrung als Journalist in der Region können einen nicht auf diesen Moment vorbereiten. Was er denn in Europa am liebsten gemacht hätte, wenn er, sein Bruder und seine Mutter dort angekommen wären? »Mein größter Wunsch war, dort einfach wieder in die Schule zu gehen«, antwortete er kurz. Was er denn einmal werden möchte? »Arzt«, sagte der kleine Ibrahim, »denn dann kann ich anderen Menschen helfen.«